

UNIwersYTET IM. ADAMA MICKIEWICZA W POZNANIU
SERIA FILOLOGIA GERMAŃSKA NR 44

Das Deutsche
von innen und von außen

Ulrich Engel
zum 70. Geburtstag

Herausgegeben von
Andrzej Kątny und Christoph Schatte



POZNAN 1999

ABSTRACT. *Das Deutsche von innen und von außen. Ulrich Engel zum 70. Geburtstag* (The German Language from Within and from Without. To Ulrich Engel on His 70th Birthday). Ed. by Andrzej Kątny and Christoph Schatte. Wydawnictwo Naukowe Uniwersytetu im. Adama Mickiewicza (Adam Mickiewicz University Press). Seria Filologia Germańska nr 44. Poznań 1999, pp. XX + 252 ISBN 83-232-0980-4. ISSN 0554-8152. Text in German.

The twenty four articles in this volume are dedicated to Ulrich Engel on his Jubilee. They are by Polish and foreign authors and focus on the Polish and German languages from the perspective of their systems, also from the point of view of contrastive linguistics, and in their use in translation and in the cultural context. Articles are preceded by a presentation of Ulrich Engel and a list of his publications.

Christoph Schatte, Uniwersytet im. Adama Mickiewicza, Katedra Glottodydaktyki i Translatoryki, ul. 28 Czerwca 1956 r. nr 198, 61-485 Poznań, Poland.

Andrzej Kątny, Uniwersytet Gdański, Instytut Filologii Germańskiej, ul. Wita Stwosza 55, 80-952 Gdańsk, Poland.

Recenzent: prof. dr hab. RYSZARD LIPCZUK

Wydanie publikacji dofinansowane przez
Fundację Herdera, Instytut Filologii Germańskiej UAM
oraz Katedrę Glottodydaktyki i Translatoryki UAM

© Wydawnictwo Naukowe UAM, Poznań 1999

Projekt okładki: EWA WĄSOWSKA
Rysunek na okładce na podstawie fotografii Ryszarda Paluszkiewicza

Redaktor: ROBERT SCHLAFFKE
Redaktor techniczny: ELŻBIETA RYGIELSKA

ISBN 83-232-0980-4
ISSN 0554-8152

WYDAWNICTWO NAUKOWE UNIWERSYTETU IM. ADAMA MICKIEWICZA W POZNANIU

Wydanie I. Nakład 700 egz. Ark. wyd. 19,00. Ark. druk. 17,00 + 1 wkl.

Papier offset. kl. III, 80 g, 70 × 100.

Podpisano do druku w lipcu 1999 r.



POZNAŃSKA DRUKARNIA NAUKOWA
Poznań, ul. Heweliusza 40

LUDWIG M. EICHINGER

Kiel

Der grammatische Sinn von Regeln zur Satzgliedfolge. Gedanken zu einer textorientierten Satzgrammatik

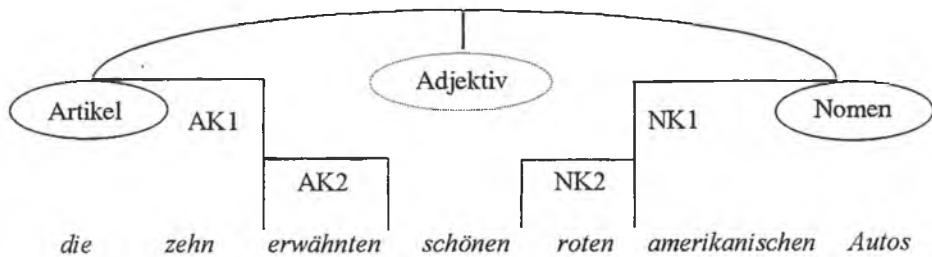
1. Satz-Grammatik und Texte

In einer textorientierten Grammatik kann man sich Sätze als Schemata vorstellen, nach und mit denen wir zu leben gelernt haben: sie sind Einheiten mit einer Struktur, die uns hilft, einen klaren Blick auf unübersichtliche Verhältnisse zu werfen. Dieser klare Blick kommt von den strukturellen Kenntnissen, welche die Sprecher und Schreiber, die Hörer und Leser einer Sprache haben: sie wissen, womit sie zu rechnen haben, wenn sie mit dem Beginn eines Satzes konfrontiert werden. Am Anfang solch einer Einheit hat man noch die Wahl, wohin man sich mit seinem Verständnis bewegen möchte, durch allerlei sprachliche Hinweise und Wegweisungen wird die Zahl der zu wählenden Optionen auf dem Weg durch den Satz weiter und weiter reduziert. Und der kompetente Sprecher einer Sprache, in unserem Fall des Deutschen, bekommt auf seinem Weg ständig weitere Informationen, an denen er sieht, an welchen Positionen er schon vorbeigekommen ist und was er noch zu erwarten hat.

Die unterschiedlichen Sprachen haben nun jeweils im Einklang mit ihren typologischen und strukturellen Präferenzen Strategien entwickelt, um den Hörer oder Leser einer Äußerung durch die Satzeinheiten zu führen. Wie ausgefeilt die dazu genutzten sprachlichen Instruktionen auch sein mögen, sie müssen alle gegen den unabänderlichen Sachverhalt kämpfen, daß in der linearen Reihenfolge der Äußerung immer nur ein Wort nach dem anderen, ein Wort auf einmal kommen kann.¹ So braucht denn jede grammatische Beziehung, die nicht durch

¹ Mit den grammatischen Folgen dieses Tatbestands wurde ich das erste Mal in einem Hauptseminar konfrontiert, das ich in den frühen 70er Jahren als Student an der Universität Regensburg besuchte. Einer der ersten Aufsätze, die in diesem Seminar besprochen wurden, war Ulrich Engels „Regeln zur ‘Satzgliedfolge’. Zur Stellung der Elemente im einfachen Verbsatz.“ (1969).

unmittelbare Nachbarschaft, also Adjazenz, begründet wird, irgendeine Art von grammatikalischer Markierung. Es sind insbesondere Mittel der Morphologie und der Wortstellung, welche in dieser Hinsicht genutzt werden. Es ist eine weithin akzeptierte Annahme, daß diese beiden Arten von Markierung in komplementärer Weise funktionieren: Sprachen mit einer üppigen morphologischen Ausstattung können sich eine einigermaßen freie Wortstellung leisten, während fehlende morphologische Differenziertheit eine Kompensation verlangt, die oft durch strikte Wortstellungsregeln geleistet wird. Es ist allgemein bekannt, daß das moderne Deutsch in dieser Hinsicht einen interessanten Fall darstellt, da es einen einigermaßen eigenwilligen Gebrauch von den gerade erwähnten grammatischen Techniken macht – mit Konsequenzen, die viele Leute irritieren, wenn sie den entsprechenden Konstruktionen des Deutschen zum ersten Mal begegnen. Einer der berühmtesten Irritierten ist zweifellos der amerikanische Autor Mark Twain, der bei dieser Gelegenheit seine Bemerkungen über die Impertinenz der deutschen Sprache macht. Einer der Punkte, die er in diesem Zusammenhang erwähnt, ist dann tatsächlich die Existenz von Prädikaten, welche aus zwei Teilen bestehen, und zwischen deren Teilen sich längere Phrasen finden. Der Sachverhalt ist unbestritten, neutraler läßt er sich so beschreiben: das Deutsche hat im Verlaufe seiner Geschichte Strategien entwickelt, bei denen es den Hörer und Leser mit einem ersten Element instruiert, von da an auf ein geeignetes dazugehöriges Zweitelement zu warten. Dieses zweite Element dient als Schlußsignal für diese Struktur. Durch die beiden Säulen solcher Strukturen werden Fixpunkte gesetzt, nach denen sich das dazwischen zu findende Material ordnet. Dieses Ordnungsschema erlaubt es dem Hörer oder Leser, abzuschätzen, wo auf dem Weg von dem ersten zu dem zweiten Fixpunkt er sich befindet. Um das Erreichen zu können, ist es notwendig, daß das Erstelement die relevanten Kategorien der Konstruktion trägt, in die es uns hineinweist: so geben zum Beispiel Artikel im Deutschen mit ihrer Kombination aus Genus-, Kasus-, Numerus- und Definitheitsinformation genug Signale, um uns den Weg in die Nominalphrase hinein zu ebnet. Und wenn pränominalen Attribute folgen – normalerweise Adjektive – wird durch die Flexion die Wegweisung aufrechterhalten, um dann im Substantiv ihr Ziel zu finden. Aber was ist nun die Funktion dieses schließenden Elements – in diesem Fall des Substantivs – und vielleicht noch interessanter, welchen Nutzen hat es, dieses Element vom Artikel durch eine Reihe syntaktischer Einheiten zu trennen? Was die Nominalgruppe angeht, so hat sich gezeigt, daß das Substantiv semantische Einheiten nach dem Grad ihrer Inhärenz bei dem jeweiligen Substantiv an sich bindet, ebenso wie der Artikel Definitheit/Zählbarkeit, Text- und Sprecherbindung in den ihm unmittelbar folgenden Adjektiven anlagert. In der Mitte, die Hälften voneinander trennend steht die Gruppe der prototypischen "Eigenschaftswörter", die damit den Platz in der Klammer in seiner eigenständigsten Form kennzeichnen. Die jeweils angelaagerten Elemente kann man Artikelklassifikatoren (AK) bzw. Nominalklassifikatoren (NK) nennen (s. Eichinger 1991a).



Die Nominalgruppe *die zehn erwähnten schönen roten amerikanischen Autos* soll andeuten, welche Art von Adjektiven an den verschiedenen Stellen zu erwarten ist. Bei diesem Beispiel tritt jede der in dem Baum erwähnten Kategorien einmal auf; die mögliche Unterteilung in Subkategorien wurde beiseite gelassen.

Was man aber auch hier schon sehen kann, ist, daß wir die beiden aufeinander verweisenden Elemente dieser Konstruktion, die wiederum durch spezifische Elemente in einer vorhersagbaren Ordnung voneinander getrennt sind, als eine Klammerkonstruktion verstehen wollen. Als Klammerkonstruktion deshalb, weil die beiden Seiten durch Kategorien einander verbunden eine praktisch spiegelbildliche Struktur entfalten, die letztlich auch den zentralen Fixpunkt in der Klammer erkennen läßt. Es gibt in solch einer Konstruktion also verschiedene funktionale Aufgaben für das linke und das rechte Ende und für das zentrale Element zwischen ihnen. Die Anordnung der Elemente in der Klammer reflektiert grundlegende Abhängigkeitsstrukturen.

Um das zeigen zu können, muß man die textuell und stilistisch motivierte Verschiedenheit der deutschen Wortstellung auf ihre grammatische Basis reduzieren, den unmarkierten Fall einer grammatikalisierten Form der Thema-Rhema-Struktur. Es gibt eine weitläufige Diskussion darüber, wie man zu solch einer Basis kommt, mehr noch, auch über die Wichtigkeit und Berechtigung solch einer Reduktion. Aber es gibt eine gute Grundlage in der Diskurswelt, in der wir leben, eine solche Struktur anzunehmen. Da markierte Instanzen der Satzorganisation nur mit kommunikativer Vorbereitung verstanden werden können, ist Unmarkiertheit definierbar als die Eigenschaft von Sätzen, solch eine Vorbereitung im Text und Diskurs nicht zu brauchen. Beispiele wie das folgende sind daher keine guten Kandidaten für jemanden, der nach einem unmarkierten Satz schaut.

- (1) Darin stimmte mit ihm mancher Staatsbeamte, dem seine Referendariatszeit vor Augen stand, überein. (Wehler)

Wenn wir solch einen Satz lesen, haben wir natürlich bestimmte Vorstellungen davon, unter welchen textuellen Umständen er sinnvoll und verständlich sein könnte, aber wenn wir versuchen würden, diese Umstände zu erklären, würden

wir einen Satz rekonstruieren, bei dem alle Elemente des Satzes ihre unmarkierte Form und ihren unmarkierten Platz einnehmen würden und so eben an Ort und Stelle interpretierbar wären. Wir würden in diesem Fall zum Beispiel Anaphorierungen in Pronomina, also das *darin* und das mit *ihm*, und auch Rhematisierungen durch extreme Betonung bzw. Wortstellungsveränderung, wie sie Satz (1) bei ebendiesen Elementen vornimmt, vermeiden. Im unserem normalen kommunikativen Leben versuchen wir diese Anforderungen am Beginn eines Textes zu erfüllen, wo noch kein Konsens über den Inhalt der beginnenden Interaktion bestehen kann. So geben – wenn wir nun von geschriebenen Texten ausgehen – die Anfangssätze der Interaktion dadurch die nötige Stabilität, daß in ihnen Strategien der Enkodierung bevorzugt werden, die sich nur auf die grammatische Standardinterpretation beziehen.

2. Im Fall des Deutschen:

Klammern als grammatische Instruktionen

Wenn wir deutsche Sätze in dieser Hinsicht zu analysieren versuchen, dann ist der erste Platz im Stellungsrahmen des deutschen Satzes, dem Vorfeld, für Elemente reserviert, die im Normalfall thematisch sind. Sie stellen sich durch diese Eigenschaft als gute Kandidaten dar, um einen gemeinsamen Grund für eine neue Kommunikation zu liefern. Eines dieser Elemente ist das Subjekt, seine herausgehobene Rolle kann leicht aus generellen Annahmen über die prototypischen Elemente von Dialogen abgeleitet werden; die Handlungsrolle, welche das Subjekt bei den Verben besetzt, ist in diesem Kontext immer hoch erwartbar. Auch generelle Zeit- und Ortsangaben sind neutrale Kandidaten für die erste Stelle, und auch ihr Platz läßt sich leicht aus den generellen Bedingungen funktionierender Kommunikation ableiten. Des weiteren Qualifikationen oder andere Erweiterungen, welche die geplante Proposition mit anderen Propositionen verbinden, das wären z.B. alle Arten von kausalen Bestimmungen, aber auch die sprecherorientierten sogenannten Satzadverbien. Von diesen Überlegungen ausgehend sind die folgenden Sätze alle gute Beispiele, um mit ihnen Texte zu beginnen, Texte, die allerdings in unseren Beispielen zu unterschiedlichen Textsorten gehören:

- (2) Einmal in meinem Leben habe ich bis jetzt die Verwandlung erfahren. (Handke)
- (3) Gewöhnlich pflegen sich die Menschen bei ihrer Orientierung in der Welt nicht von der Wissenschaft leiten zu lassen. (Kanitscheider)
- (4) (Das Jahr 1782 markiert den Höhepunkt der Universalität der französischen Sprache.) In diesem Jahr setzt die Königlich Preussische Akademie in Berlin einen Preis für die Beantwortung der folgenden drei Fragen aus. (Weinrich)

- (5) Die ersten Universitäten auf reichsdeutschem Boden waren seit der Mitte des 14. Jahrhunderts nach italienisch-französischem Vorbild als politisch protegierte, kirchlich kontrollierte Korporationen der Professoren und Studenten entstanden. (Wehler)
- (6) Gustav Aschenbach oder von Aschenbach, wie seit seinem fünfzigsten Geburtstag amtlich sein Name lautete, hatte an einem Frühlingsnachmittag des Jahres 19..., das unserem Kontinent monatelang eine so gefährdende Miene zeigte, von seiner Wohnung in der Prinzregentenstraße zu München aus allein einen weiten Spaziergang unternommen. (Th. Mann)
- (7) Wenn ein anderer Mensch mir als Fremder erscheint (und ich ihm wahrscheinlich auch als Fremder erscheine), dann kann das verschiedene Gründe haben, die teils bei ihm und teils bei mir liegen. (Weinrich)

Es finden sich die verschiedenen von uns angenommenen Optionen für einen normalen Textbeginn; so Subjekte unterschiedlicher Struktur wie *Die ersten Universitäten auf reichsdeutschem Boden* in Beispiel (5) oder die ausgebaute Nominalgruppe *Gustav Aschenbach [...] lautete* in (6). Daneben finden sich temporale Angaben wie die Adverbialgruppe *Einmal in meinem Leben* in (2) und die Präpositionalgruppe *In diesem Jahr* in (4). Des weiteren kommen an dieser Stelle Modalpartikel wie *Gewöhnlich* in (3) und kausale Bestimmungen wie in *Wenn ein anderer Mensch [...] erscheint* in Beleg (7) vor.

All diese Elemente können unabhängig als Startpunkt für einen Satz gewählt werden, der als eine strukturell gut geordnete Einheit der Kommunikation gelten soll. Dabei stellen lediglich die Subjekte von der Textsorte her als angemessen oder unangemessen erscheinende Anforderungen an die Wissensanbindung: im einen Fall muß man wissen, was Universitäten sind, im anderen Fall darauf vertrauen, daß der vorliegende Text als ein literarischer Text uns seine Figuren schon noch hinreichend erklären wird, so daß wir uns vorläufig auf die identifizierende Funktion des Namens verlassen. Ohne Zweifel wird aber der durchschnittliche intendierte Partner in all diesen Fällen ohne jeden Zweifel wissen, wie und in welche Richtung es von da aus weitergeht.

An der zweiten Stelle des deutschen Aussage-Hauptsatzes, die als die unmarkierte Satzform überhaupt angesehen werden kann, steht die finite Form bzw. das finite Element des Prädikats. Diese Form nimmt einerseits thematische Information in verallgemeinerter, grammatikalisierter Form auf und enthält auf der andren Seite auch Instruktionen, was wir im höchstthematischen Punkt am Ende des Satzrahmens zu erwarten haben. Was heißt das? In unseren Beispielen lauten diese finiten Formen *habe*, *pflegen sich*, *setzt*, *waren*, *hatte*, *kann*, sie gehören größtenteils zur Gruppe der Hilfsverben, auch das *pflegen* des zweiten Satzes kann man dazu rechnen, lediglich bei dem Teil eines trennbaren Verbs (in 3) handelt es sich um einen anderen Fall. Auf jeden Fall übertragen diese Elemente all die Informationen, die es braucht, um aus einem Verb – als Teil des Lexikons – zu einem Prädikat – als zentraler Teil des Satzes zu werden. Das meint zunächst einfach, sie werden konjugiert, d.h. in Tempus, Modus, Person variiert, und sie geben Instruktionen darüber, welche

Anordnung der Handlungsrollen wir zu gewärtigen haben (Aktiv, Passiv) oder auch andere syntaktisch relevante Eigenschaften des beteiligten verbalen Lexems wie Transitivität. Es ist offenkundig, daß die Kategorien Tempus und Person deutlich mit den expliziten Markierungen bei den oben angesprochenen Satzstartern korrelieren, der Temporalbestimmung und dem Subjekt. Daß die Instruktion im finiten Verb mehr generell gedacht ist als in diesen Explikationen kann man ganz deutlich an den Asymmetrien der Kongruenz zwischen Subjekt und Prädikat sehen.

Mit der – allerdings bemerkenswerten – Ausnahme des Indikativ Präsens Aktiv Singular haben wir im Deutschen ein Personalparadigma mit nur zwei Positionen, mit einer Form für den „Partner“, das heißt die 2. Person, also z.B. den Singular *liebst* und den Plural *liebt*, und einer anderen Form für die Handlungsrollen Subjekt und Objekt gemeinsam, also den Singular *liebe* und den Plural *lieben*. Was die temporale Einordnung angeht, so gibt es im Finitum auch nur ein Signal für die Einwahl in ein präsentes (2, 3, 4, 7) oder ein präteritales (5, 6) System; diese textuell motivierte grundlegende Unterscheidung („Besprechen“ vs. „Erzählen“) wird dann modifiziert und präzisiert durch das fast noch paradigmatisch zu nennende System der Temporaladverbien wie das *bis jetzt* in Beispiel (2) – darüber hinaus auch durch syntaktisch freiere Verwendungen. In analoger Weise wird das am Verb defiziente Personalsystem durch pronominale (und nominale) Subjekte in die Dreierreihen der möglichen Rollen ausdifferenziert (*ich + er liebe* vs. *du liebst*; *wir + sie lieben* vs. *ihr liebt*; wobei natürlich die Verteilung von „schwachen“ und „starken“ Formen auffällig ist). Diese Funktion, wie den Artikel als Kasusflexiv, so das Pronomen als Personalflexiv zu nutzen, erklärt auch den fast klitischen Charakter pronominaler Subjekte in der Inversion.

Wenn wir versuchen, das auf das erste unserer Beispiele (= 2) anzuwenden, so sehen wir, daß es mit einer allgemeinen, temporalen Qualifikation beginnt (*Einmal in meinem Leben*), die wir gemeinsam mit unserem Wissen über das Verb *haben* und seine Verwendungen als eine spezifische Weise der Einwahl in das präsentes System des Besprechens oder Berichtens verstehen können. Schon wegen des temporalen Rückbezugs der adverbialen Phrase im Vorfeld scheidet die Option aus, das Finitum *haben* als ein Präsens im Sinn der Besitzens-Bedeutung zu interpretieren, vielmehr verweist uns unser Wissen zu *haben* dann darauf, daß wir als Abschluß der Klammerkonstruktion, die durch diese finite Form eröffnet wird, das Partizip II eines vermutlich transitiven Verbs zu erwarten haben. Das invertierte pronominale Subjekt – ohne Gegenhinweis aus dem Kontext klitisch und unbetont – stellt an diesem Platz in grammatikalisch automatisierter Weise die grammatische Person klar; im aktuellen Text sozusagen redundant, da ja die Form *habe* in dieser Hinsicht ohnehin eindeutig ist. Der folgende Platz in der Klammerreihenfolge, der für weitere situationale Einbettung vorgesehen ist, liefert zusätzliche Information, die man vielleicht als

aspektuell bezeichnen könnte: die Adverbialgruppe *bis jetzt* verstärkt, daß es um ein Geschehen geht, das seinen Endpunkt mit dem Sprecherzeitpunkt gefunden hat, mit seinen Folgen aber in diesen hineinreicht. Das ist genau die Beschreibung, die üblicherweise für die Funktion des Perfekt im (geschriebenen) Deutsch gegeben wird, so daß die hier im *haben* schon eingeschlagene Interpretationsrichtung verstärkt und präzisiert wird.

Die Art und Weise, in der das Subjekt hier eingeführt wird, bereitet uns in gewissem Ausmaß darauf vor, daß wir am Ende mit einem nicht agens-orientierten Verb zu rechnen haben, wie es dann das Verb *erfahren* tatsächlich ist, das ja eine Art ergativen Subjekts hat. Satz (4) ist für diese Diskussion ein interessanter Fall, denn es zeigt sich da auf den ersten Blick ein Konflikt zwischen dem präsensischen *setzt* und der adverbialen Qualifikation *im diesem Jahre* [1782], die uns in der Zeit zurückführt: diese konfligierenden Instruktionen weisen uns an, dieses temporale Setting auf metaphorische Weise zu lesen. Es wird uns – hier in der Intention, von Vergangenen nicht zu erzählen, sondern es zu „besprechen“ – eine vergangene Gegenwart vor Augen gestellt. Das scheint mir eine wesentliche vernünftigere Weise, über diesen Tatbestand zu sprechen, als zu sagen, das Präsens habe eine „präteritale“ Bedeutung. Dem ist ja eigentlich nicht so, vielmehr sagt uns die Tempuswahl etwas über die Textsortenwahl des Autors.

Waren das noch relativ einfache Fälle, so nutzt der hoch-gestaltete literarische Text (6) die Möglichkeiten zu zusätzlichen Qualifikationen der thematischen Variation an den vorderen Plätzen der Sätze in extensiver Weise. Da finden wir zunächst eine zeitliche Ausdifferenzierung des Präteritum-Signals in *hatte*, das neben einem Bezug auf einen konkreten Zeitpunkt (19.) eine Bewertung über die Jahreszeit enthält (*Frühlings...*), die ihrerseits in der konnotativen Wirkung gekontert wird durch eine eingebettete rhematische Struktur, die Gefahr und Dunkel in die scheinbar friedliche Situation bringt, die uns dieser Satz vor Augen stellt. Das alles steht im temporalen *slot*. Zusätzlich wird eine lokale Spezifikation gegeben – er kommt von seiner *Wohnung in der Prinzregentenstraße*. Diese Bestimmung spricht zudem in indirekter Weise vom sozialen Status des *Gustav von Aschenbach* – es sind keine armen Leute, die dort wohnen. Zuguterletzt wird uns noch in dem *allein* eine modale Modifikation geliefert, deren Bedeutung für die Geschichte uns an dieser Stelle unklar bleiben muß. Das in seiner vollen thematischen Normalrolle eingeführte Subjekt ist wiederum durch eine rhematische Apposition expandiert, die uns einen Hinweis auf seinen Adel und zu seinem Alter gibt. Wegen der vollen Besetzung all dieser Positionen und ihres subrhematischen Ausbaus müssen wir relativ lange warten, bis wir das *hatte*, das uns auf jeden Fall in eine Erzählschwelt einwählt, der auch keine der sonstigen Angaben widerspricht, als „Hilfsverb“ erkennen können, – warten müssen wir bis zu der Phrase: *von seiner Wohnung [...] aus.*, Das Finitum gibt uns dann, außer der temporalen und der verallgemeinerten personalen auch Informationen über die zu erwartende

Szene (Transitivität), deren reale Kraft dann letztlich durch die idiomatische Prädikatsfügung „einen Spaziergang unternehmen“ wieder etwas zurückgenommen wird.

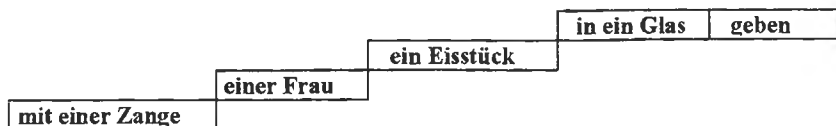
Wenn man die Gesamtbesetzung der behandelten Beispiele betrachtet, so erscheint die finite Verbform als der Fixpunkt des linken, thematischen Anfangsteils von Sätzen, an der sich in rechts-links-Determination die Explikationen von Person, Situation und kausalen Kategorien hängen. Daß dabei kausale Einbettungen in sententialer Langform zur „Randstellung“ neigen, hat mit der propositionverknüpfenden Charakteristik gerade dieser Bestimmung zu tun (vgl. Text (7)), die es erlaubt, sie als thematische Setzung, als rhematische Pointe oder als pronominalen Verweis (*deswegen*) zu setzen (an Anfang, Ende oder in Mittelstellung).

Wie wir es in den besprochenen Beispielen schon gesehen haben, geben uns die finiten Formen auch schon gewisse Hinweise darauf, was wir am rhematischen Ende der Verbklammer, der infiniten Verbform zu erwarten haben. Das betrifft die Art der infiniten Form, also ob es sich um einen Infinitiv, ein Partizip II oder eine Verbpartikel handelt, das betrifft auch eine grobe semanto-syntaktische Charakteristik (Transitivität u.a.; vgl. *war [...] entstanden* in (5)). Erst diese Verweise machen den Gebrauch des Terminus „Klammer“ sinnvoll: die beiden Teile bauen zwischen sich einen gegenseitigen Bezug auf. Und der rechte – lexikalische – Teil der Verbklammer strukturiert dann, so wie das der finite mit der linken Hälfte getan hat, die rechte Klammerhälfte, und zwar in spiegelbildlicher Weise. Denn die infiniten Teile der Vollverben *erfahren* (2), *leiten zu lassen* (3), *entstanden* (5), *unternommen* (6), *haben* (7) und das Präverb *aus-* (4) steuern die Reihenfolge der von ihnen rektional oder sonstwie selektional angeordneten Elemente. Sie sind gemäß dem generellen SOV-Plan zentripetal angeordnet, dem trägt ja auch die Endstellung des lexikalischen Elements Rechnung. Am engsten gebunden sind hier rektionale Präpositionen und idiomatische Wendungen. Typische solche präpositionale Phrasen sind Direktionalbestimmungen, feste Fügungen wären z.B. auch so etwas wie *einen Preis aussetzen* (4), wo strikte Adjazenz zwischen den beiden Elementen zu herrschen scheint, ähnliche Festigkeit zeigen auch die wenigen Fälle mit Genitivergänzung. Der Akkusativ als „inhaltsleerster“ der Objektkasus nimmt auf jeden Fall die erste Stelle der regierten Kasus ein (*einen Spaziergang unternehmen* (6)), gefolgt von den immer „inhaltlicher“ werdenden Positionen des Dativ-Objekts und der nicht regierten Präpositionalphrasen, vor allem instrumentalischen Charakters.² Die *von*-Phrase (3), die den Passiv-Agens ausdrückt, ist in dieser Hinsicht ein ambivalenter Fall („Notwendigkeit“), kann aber hier an die linke Außenseite der rechten Klammerhälfte gesetzt werden,

² Deren Besonderheit wird von Heidolph u.a. (1981:398/99) ausführlich beschrieben

deutlicher noch die *als*-Phrase in (5). Eine Vervollständigung dieses Schemas, das sich aus unseren Beispielen, die für die Verhältnisse der linken Klammerhälfte ausgesucht waren, nicht vollständig ergibt, sähe in etwa so aus:

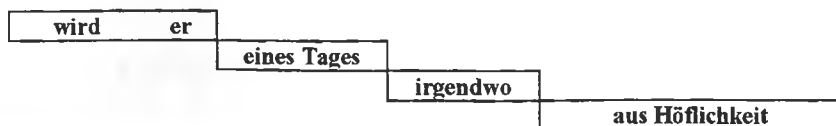
(8)



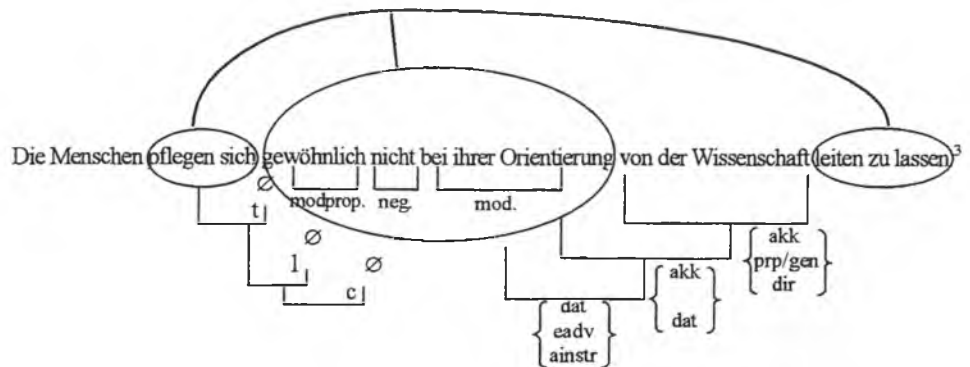
Insgesamt anders argumentiert die IdS-Grammatik (Zifonun 1997:1512/13), die eine Gesamtverrechnung der distributionellen Vorkommen ohne Bewertung der textuellen Plätze vornimmt und somit zu einer positionellen Gleichwertigkeit der niemals miteinander konkurrierenden Genitiv- und Dativ-Nomina und somit zu größerer Verbnahe des Dativs kommt. Die sonst als zentral angesehenen Dativ-Akkusativ-Reihenfolgen bei den dreiwertigen Verben v.a. des Gebens und Nehmens werden dann durch die Regel, daß Belebtes vor Unbelebtem komme (s. Zifonun 1997:1514), erklärt, die in diesem Fall eine Art Umprägung der Form bewirke. Das trägt vor allem der Tatsache Rechnung, daß natürlich im Textverlauf wesentlich mehr thematische Objekte vorkommen als rhematische, so daß die stärkere Linkstendenz des Akkusativs gegenüber dem Dativ mit bestimmtem Artikel zum Tragen kommt. Das ist im Sinne unserer Klammersymmetrie nur logisch, geraten solche Elemente doch in die linke „thematische“ Hälfte, wo die Reihenfolge im Vergleich zur rechten Hälfte zentrifugal gespiegelt erscheint, was dann ganz besonders die pronominalisierten Vorkommen prägt. Zudem werden in der Erklärung der IdS-Grammatik dann Satztypen mit unagentischen Subjekten bzw. komplexeren Verben wie *übergeben*, welche das Schema stärker auf das indirekte Objekt hin beziehen, bevorzugt. Das berührt eigentlich nicht das Konzept einer Grundreihenfolge, in der im unmarkierten Fall (vgl. auch Heidolph u.a. 1981:707) dependentiell-rektionale Verhältnisse ihren Niederschlag finden, wie sie etwa auch Weinrich (1993) in seiner Textgrammatik umreißt, wo dann etwa die Auffälligkeit der notwendigen Anbindung von Genitiv und Präpositionalphrasen erklärt, warum sie in den engsten Prädikatsbereich aufgenommen werden, während ansonsten semantische Undeutlichkeit – wie beim Akkusativ – größere Verbnahe bedingt als höhere semantische Eindeutigkeit – wie beim Dativ sowie adverbialen Ergänzungen, deren Beitrag zur Satzsemantik auch relativ fern vom steuernden Verb am Ende ohne großen Zweifel gelesen werden kann.

Wenn wir unsere Ausführungen zur linken Hälfte zusammenfassen, ergibt sich ein entsprechendes Bild.

(9)



Wie bei der Nominalgruppe gibt es auch hier einen Umschlagspunkt, welcher die Klammer in ihrem Wesen charakterisiert und den Umschlagspunkt zwischen „situativ-thematischem“ und „rektonal-rhematischem“ Teil darstellt. Es sind das bei der Verbklammer die zentralen adverbialen Elemente. Es ist schon aus der Tradition der Grammatik offenkundig, daß diese Position prototypisch von den Adverbien der Art und Weise (*schön singen*) besetzt wird. Bei unseren Sätzen wäre das *allein* in (6) ein Beispiel für diesen Fall. In anderer Form gehört wohl auch die *bei*-Phrase in (2) zu dieser Position ebenso wie die *nach*-Phrase in (5). Wie bei der Nominalgruppe, wo die Zentralstelle in wertende (*schön*) und beschreibende (*junge Frau*) getrennt wird, so kann auch hier üblicherweise zwischen sprecher- und satzbezogenen Adverbien unterschieden werden. Solch eine sprecherbezogene Angabe liegt in dem *gewöhnlich* in (2) vor. Hier wird auch sichtbar, wie diese Positionen um die Satznegation *nicht* kreisen, die zumindest auf keinen Fall vor den sprecherorientierten adverbialen Bestimmungen stehen kann. Man kann Satz (3) in diesem Sinn lesen, wenn man berücksichtigt, daß das *nicht* zudem Akzentsetzungen im rhematischen Raum – ohne allzuviel Markiertheit – erlaubt, so daß eben im real vorliegenden Beispiel *von Wissenschaft* stärker fokussiert ist, und wenn man die Hervorhebung von *gewöhnlich* durch die Vorfeldstellung zurücknimmt. Das führt dann zu folgender Grundreihenfolge:



Hier kann man den Negator *nicht* als den zentralen Punkt ansehen, die präpositionale Gruppe *bei ihrer Orientierung* bezieht sich als modale Bestimmung auf das Prädikat *pflegen sich leiten zu lassen*, das *gewöhnlich* auf die gesamte Aussage – leicht irritierend ist in dem akuten Satz vielleicht, daß hier eine im Finitum *pflegen* enthaltene Information verdoppelt wird, was leicht redundant und stilistisch vielleicht nicht ganz geschickt wirkt.

³ t = temporale A, l = lokale A, c = kausale A; modprop = existim. A; neg. = Negations-A; mod. = modale A; ainstr = instrumentale A; eadv = adverbiale E; dat = Dativ-E; akk = Akkusativ-E; gen = Genitiv-E; prp = Präpositional-E; dir = direktionale E.

Das ergibt für die Mitte der Klammer eine Basisstruktur wie (10).

(10)

vielleicht	nicht	gut
------------	-------	-----

Wenn wir nun versuchen, bei diesen Ergebnissen zu generalisieren und statt der Exempelwahl die entsprechenden Kategorien einzusetzen, kommen wir zu einem Schema wie dem folgenden:

(11)

	V _{fin}	subj										Dir	V _{inf}
Subj			Temp								Akk/Präp /Gen		
				Loc							Dat		
					Caus					Instr Adv			
						Modprop	Neg	Mod					

Das Ziel dieser Art von Interpretation ist es, strukturelle Argumente für die übliche intuitive Annahme beizubringen, daß es irgendetwas wie einen Spannungsbogen zwischen den Elementen solcher Klammerkonstruktionen gibt, der ihr Verstehen erleichtert.

3. Der textuelle Nutzen einer Satzgrammatik

Als ein stützendes Argument für solch eine Argumentation mag man nehmen, daß die Abweichung von dieser grammatischen Basis der deutschen Wortstellung bewußt für stilistische Zwecke genutzt wird.

(12) *Es war Anfang Mai und, nach naßkalten Wochen, ein falscher Hochsommer eingefallen.* (Th. Mann)

Dieser Text spielt ganz offenkundig mit den unterschiedlichen Instruktionen, die in dem klammeröffnenden Element *war* zusammenlaufen, das in zwei unterschiedliche Konstruktionen hineinführt. So werden die *es war*-Konstruktion und das *sein*-Perfekt in einer Art syntaktischem Zeugma zusammengebunden.

Oder, wie in Satz (2), wo durch die Spätstellung im Satz ein hoher rhematischer Wert auf das Akkusativobjekt *die Verwandlung* gelegt wird, das andererseits auf Textebene durch den bestimmten Artikel als thematisch gekennzeichnet

ist – und uns so auf der Suche nach der so angedeuteten Bekanntheit ganz sicher auf den entsprechenden Titel der Kafkaschen Erzählung führt. Dabei ist die temporale Bestimmung zu Beginn des Satzes – mit thematischem Wert auf Satzebene – auf Textebene ebenfalls als rhematisch markiert, als einmalig und bemerkenswert herorgehoben. So führt uns der ganze Satz auf vagen kommunikativen Grund.

Diese Beispiele bewußter Ausrichtung am Textbeginn und typische „Folge“-Sätze in Texten wie unser Beispiel (1) können nur dann als stilistisch-textuelle Möglichkeit der Akzentuierung und Thematisierung dienen, die uns in eine spezifische Interpretationsrichtung weist, wenn es den einigermaßen festen Boden einer unmarkierten Struktur gibt, wie sie in diesem Beitrag vorgeschlagen wurde.

LITERATUR

- ABRAHAM, W. (1994): *Deutsche Syntax im Sprachvergleich*. Grundlegung einer typologischen Syntax des Deutschen. Tübingen.
- EICHINGER, L.M. (1991a): Ganz natürlich – aber im Rahmen bleiben. Zur Reihenfolge gestufter Adjektivattribute. *Deutsche Sprache* 19, 312-329.
- EICHINGER, L.M. (1991b): Woran man sich halten kann: Grammatik und Gedächtnis. *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 17, 203-220.
- EICHINGER, L.M. (1995): Unter anderem Abhängigkeiten. Texte, Sätze, Klammern und der Ort von Valenz und Dependenz in einer grammatischen Beschreibung des Deutschen. *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 21, 209-234.
- ENGEL, U. (1969): Regeln zur 'Satzgliedfolge'. Zur Stellung der Elemente im einfachen Verbal-satz. In: *Linguistische Studien I*. Düsseldorf, 17-75.
- ENGEL, U. (1997): *Deutsche Grammatik*. 3. Auflage. Heidelberg.
- EROMS, H.-W. (1985): Eine reine Dependenzgrammatik für das Deutsche. *Deutsche Sprache* 13, 306-326.
- EROMS, H.-W. (1986): *Funktionale Satzperspektive*. Tübingen.
- FOURQUET, J. (1991): Der deutsche Aussagesatz. Gestalt und Leistung. In: R. Harweg, S. Vislistani, M. Scheuer (Hrsg.): *Die deutsche Sprache – Gestalt und Leistung*. Hennig Brinkmann in der Diskussion. Münster, 9-18.
- HAFTKA, B. (1993): Topologische Felder und Versetzungsphänomene. In: J. Jacobs u.a. (Hrsg.): *Syntax*. 1. Hbbd. Berlin/New York, 846-867.
- HEIDOLPH, K.E. u.a. (1981): *Grundzüge einer deutschen Grammatik*. Berlin.
- JAEGER, CH. (1992): *Probleme der syntaktischen Kongruenz*. Theorie und Normvergleich im Deutschen. Tübingen.
- THURMAIR, M. (1991): Warten auf das Verb. Die Gedächtnisrelevanz der Verbkammer im Deutschen. *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 17, 174-202.
- WEINRICH, H. (1993): *Textgrammatik der deutschen Sprache*. Mannheim usw.
- ZEMB, J.M. (1983): Zur Urverwandtschaft von Tempus und Modus. In: J.O. Askedal u.a. (Hrsg.): *Festschrift für Laurits Saltveit*. Oslo/Bergen/Tromsø, 250-258.
- ZIFONUN, G., HOFFMANN, L., STRECKER, B. (1997): *Grammatik der deutschen Sprache I-III* [= Schriften des Instituts für deutsche Sprache 7]. Berlin/New York.

